

Zeitschrift:	Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber:	Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band:	19 (1925)
Heft:	7-8
Artikel:	Zur Lage der Schweiz : drei Stimmen ; Vorbemerkung der Redaktion ; Ein Paradies der Technik? ; Wegen eines Denkmals
Autor:	Rohr, Blasius
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-135303

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lich ein stilles, sanftes Sausen und darin ist der Herr, daraus hervor kommt seine Stimme, die Elia mit einer Botschaft des Gerichtes zu Israel zurücksendet, nach der vom ganzen Volk nur siebentausend übrig bleiben sollen.

Möchten wir doch auch so klar vor ein Entweder—Oder gestellt werden wie Israel auf dem Karmel, dass wir aufhören, auf beiden Seiten zu hinken und die Wahrheit, wer der lebendige Gott und wer der tote Götze ist, uns auf unser Antlitz niederwürfe. Oder stand es schon vor uns? War der Weltkrieg schon der grosse Opfertanz, den die Menge der Priester des falschen Gottes der Macht und Gewalt, des Gottes des Sinnenkultus und zugleich des Fliegengeschmeisses aufführte und dem das ersehnte Feuer des Sieges versagt war und rings nur Besiegte übrig blieben? Haben die wenigen Boten des wahren Gottes, des Gottes der Liebe und des Dienens, der Reinheit und der Würde, dabei ihre Aufgabe nicht erfüllt, nicht genug gewagt, auf den Plan zu treten, und die Grösse des Mutes und der Kraft nicht aufgebracht, die ihres Gottes Sieg allem Volk offenbart hätte?

Wie dem auch sei — Gott spricht immer wieder und wird neue Entscheidungsstunden herbeiführen. Stunden vielleicht, wo nicht nur ein dramatisches „Opferspiel“ über unsere Bühnen geht und die Theater kaum zu füllen vermag, sondern wo unsere Städte, Dörfer und Fluren zur Bühne werden und wir alle Mitspieler sein müssen.

Möchten wir dann wenigstens in den Jahrhunderten seit Dem, der am Anfang unserer Zeitrechnung steht, gelernt haben, dass es nicht genug ist, wenn wir die Diener des falschen Gottes sich in ihrem Blute wälzen lassen. Sonst könnte ein Sieg wieder gefolgt sein von der bitteren Erkenntnis in einsamer Wüste, dass wir nicht besser sind als die andern und vom verzweifelten Wunsch, dass unsere Seele sterbe.

Nicht im starken Winde unserer grossen Ueberkultur ist der Herr, nicht im Erdbeben des Krieges, nicht im Feuer der Revolution, das vielleicht noch mehr vor uns als hinter uns liegt, sondern er kommt nach allem dem im stillen, sanften Sausen, das seiner Stimme Raum gibt.

Wer auf diese Stimme horcht, der wird noch, wie Elia von Ahab, gefragt werden: „Bist du der, welcher das Volk verwirrt?“ Aber er wird, so er nur der Stimme folgt, auch wie Elia die Gewissheit haben, dass der Herr Herr ist und er ein Knecht, der alles nach Gottes Willen tut.

B.-G.

Zur Lage der Schweiz. Drei Stimmen.

Vorbemerkung der Redaktion. In der Basler „Nationalzeitung“ (Nr.211) haben sich gleichzeitig zwei Stimmen ver-

nehmen lassen, die gewiss ungewollt, aber wie durch eine Art Fügung im Kleinen einander ergänzen und damit zu einem Gesamtbild der tödlichen Gefahr werden, die der Schweiz und, was den ersten Artikel betrifft, freilich nicht nur der Schweiz, droht. Sie sprechen aus, was wir längst in tiefem Schmerz empfinden.

Ein Paradies der Technik?

Von Blasius Rohr.

Wiederbeseelung durch die Technik — der Witz war fällig! Die „National-Zeitung“ erzählte jüngst vom Bostoner Warenhausbesitzer Filene, welcher mit Massenproduktion, Massenabsatz, hohem Lohn und Fünfstudentag uns Armen das verlorene Paradies der Musse, der Besinnung, der Seele wieder schenken will. Der gewaltige Befreiungskrieg, so referierte unser amerikaseliger Gewährsmann weiter, sei in vollem Gange. Einst lebten wir von der Gnade der Natur. Jetzt unterwerfen wir uns den Erbfeind, der uns von altersher zum Hunger, zum Frost und zur Zwangsarbeit verdammte, technisch auf der ganzen Front. Ziel der europäischen Politik: Ueberwindung des Klimas, vor allem des Winters, durch die Technik. Die Befreiung der Seele und das tausendjährige Reich beginnt! Diesen Optimismus aus — Verzweiflung praktizierte ich auch, wenn mir das Bild der Wirklichkeit zu unerträglich wird. Ich sage mir dann: das Rasen der Technik muss irgendwie sinnvoll sein. Diese ungeheure Kraftanstrengung müsste uns zum Guten ausschlagen. Warum sollte sie die Materie schliesslich nicht überwinden und uns von ihr befreien? Aber die Frage ist nicht schlüssig, denn diese supponierte Wiederbeseelung durch eine Technik höchsten Grades setzt zugleich das Maximum jener furchtbaren wirklichen Entseelung voraus, womit uns der technische Prozess schon heute geschlagen hat. Welches sind denn die stärksten Züge dieser Zeit? Ueberwindung der Distanz, Hemmungslosigkeit, Ehrfurchtslosigkeit, Lähmung des Blicks für Zusammenhänge, für „gottgewollte“ Ordnung und Abhängigkeit, kurz: Folgen der Technik auf der ganzen Linie! Aus Grenzen- und Distanzgefühl, aus Ehrfurcht wächst, in Ehrfurcht findet sich alles. Die Technik aber, welche weder Distanz noch Grenzen kennt, tötet die Ehrfurcht.

Der grosse „Befreiungskampf“ ist in vollem Gang; auch bei uns. Letzte Woche fuhr ich nach langen Jahren wieder hinunter an den Lago Maggiore. Wo ist die alte, wilde Reuss geblieben? Ihr leeres, steingelbes Bett füllt das Tal wie ein ungeheuerliches Gerippe. Der starke Fluss selbst liegt in ohnmächtige Tümpel zerrissen wie tot in den Staubecken. Aber was der Reuss widerfuhr, ist nichts im Vergleich zum Schicksal, welches der Aare zugedacht ist. Wer die Aare, wer den mächtigsten Wasserfall der Alpen, den Handeckfall, noch am Leben sehen will, beeile sich. Noch wenige Jahre und unsere stolzesten und ungebärdigsten Gebirgswasser sind verbaut, gezähmt, zum Nutzeffekt gezwungen, verrauscht und tot. Wozu? Ist der Mord an unseren Flüssen, ist die wachsende Friedhofsstille in den Alpen gerechtfertigt, wenn einst das letzte Bauernbabi sein Sonntagsfütch elektrisch wird bügeln können? Gut, die Elektrifikation der Schweiz sei nützlich, obschon mir nicht eingehen will, worin uns geholfen wäre, wenn die dürre, dumme Nützlichkeit zum all-einen Weltgesetz erhoben ist. Was aber im folgenden aufgezählt wird, ist nur das nackte, nicht einmal durch Nützlichkeit zu entschuldigende Rasen einer technisch gesinnten und bestimmten Verachtung der Natur. Der irdische Wald überall wird zerstört. Dagegen bedeutet die Aufforstung wenig oder nichts. Nordamerika, einst das waldreichste Land, deckt seinen Holzbedarf mit Einfuhr. Damit durchschnittlich jede Minute ein Buch und jede halbe Sekunde

eine Zeitung auf uns losgelassen werde, sind jährlich 700,000 Tonnen Holz zur Papierbeschaffung nötig. Man beweise uns die Notwendigkeit, die höhere „Nützlichkeit“ dieser Milliarden schlechter Zeitungen, Pamphlete, Schauerromane. Die Italiener, technisch krank wie kaum ein zweites Volk, fangen und morden jährlich Millionen an ihren Küsten erschöpft einfallender Zugvögel. Auf der Sorentiner Halbinsel fängt man ihrer lebendig Jahr für Jahr bis fünfhunderttausend. Die durchschnittliche Vernichtungsziffer für Aegypten beläuft sich auf ungefähr drei Millionen. (Zum Vogelmord der Italiener: Die katholische Kirche lehrt allerdings die Seelenlosigkeit der Tiere. Und beide, Christentum und Technik, vergessen den Menschen und verachten die Natur.)¹⁾ Noch grauvollere Verheerungen richtet die Mode an. Die Pariser Putzmacherinnen verarbeiten jedes Jahr bis zu fünfzigtausend Seeschwalben und Möven. Ein Londoner Händler verkaufte im vorigen Jahr (nach dem „Cri de Paris“) dreisigtausend Kolibris, achzigtausend verschiedene Seevögel und achthunderttausend Paar Vogelflügel der verschiedensten Arten. Man darf annehmen, dass jedes Jahr nicht weniger als dreihundert Millionen Vögel für die Frauenmode geopfert werden. Vor einigen Jahren entstand in Kopenhagen eine Aktiengesellschaft „zum Betrieb von Walfischfang in grossem Stil und nach einer neuen Methode“, nämlich mit schwimmenden Fabriken, welche die erlegten Tiere sogleich verarbeiten; im Verlauf von zwei Jahren sind rund fünftausend Individuen dieser grössten Tiersgattung der Erde hingeschlachtet worden und der Tag ist nahe, wo der Wal der Geschichte und — den Museen angehört. Zur Belieferung der Menschheit mit Billiardkugeln, Stockknöpfen, feinen Kämmen und Fächern und ähnlichen ungemein wichtigen Dingen werden nach den neuesten Berechnungen Turniers 800,000 Kilogramm Elfenbein jährlich verarbeitet. Für diesen Elfenbeingewinn müssen über tausend Elefanten jährlich das Leben lassen. In gleichem Stil werden schonungslos hingemordet Antilopen, Nashörner, Kängurus, Giraffen, Strausse, Gnu in den tropischen, Eisbären, Moschusochsen, Polarfüchse, Walrosse, Seehunde in den arktischen Zonen.

Unter dem dümmsten aller Vorwände, dass unzählige Tierarten „schädlich“ seien, haben wir nahezu alles ausgerottet, was nicht Hase, Rebhuhn, Reh, Fasan heisst. Eber, Steinbock, Fuchs, Marder, Wiesel, Dachs und Otter, die Tiere alter Märchen und Legenden, schwinden unaufhaltsam dahin. Flussmöve, Seeschwalbe, Kormoran, Taucher, Reiher, Eisvogel, Königsweih, Eule sind rücksichtsloser Verfolgung, die Robbenbänke der Ost- und Nordsee der Vertilgung preisgegeben, und wer gewahrt nicht mit heimlicher Angst die von Jahr zu Jahr schnellere Abnahme unserer Zugvögel! Jeder, der die Augen offen hat, weiss, dass mit jedem Frühling immer weniger Schwalben den Weg zu uns wiederfinden. Noch vor knapp einem Menschenalter war selbst in den Städten zur Sommerszeit die blaue Luft vom Schwirren der Schwalben und Segler voll. Sogar auf dem Land ist es jetzt unheimlich still geworden und es schlagen auch nicht mehr, wie an jenen taufrischen Morgen in den jubelnden Dichtungen Eichendorffs „Unzählige Lerchen“. Ein besonderer Todfeind der Zugvögel ist bekanntlich das fürchterliche Spinnengewebe der elektrischen Drähte landauf, landab (Zitate aus dem Material in Ludwig Klages prächtiger Schrift „Mensch und Erde“).

Die sterbende Erde! Und noch stehen wir erst am Anfang. Was erwartet uns in 50, in 100 Jahren? Wie erwehren wir uns des Todes? Was kann jeder von uns tun? Wenigstens sich zwingen, alles im Zusammenhang, in gegenseitiger Bindung, ganz zu sehen. Alles ist lebendig, wesenhaft, nie einzeln, sondern immer nur im Ganzen zu erfassen. Die Erde ist wahrhaft kein Klumpen „toter Materie“, sondern, wie es der Glaube der Alten wollte,

¹⁾ Dass dies nach unserer Meinung vom Christentum nicht gilt, sei doch angemerkt. Die Red. d. N. W.

ein lebendiges Wesen. Aber auch hier ist Geburt und Gefühl alles. Ein Zusammenhang wird gefühlt, nicht ergrübelt. Der Hass gegen den Geist, der die Welt vereinzelt, trennt und, derart geschwächt, zerstört, steigt aus Herz, Blut, Wurzeln. Wäre der Schweizer verwurzelter und instinksicherer als der gewohnte Masseneuropäer, dieses Hasses und darüber hinaus des unerschütterlichen Glaubens an das lebendige und unteilbare Ganze nicht vor vielen andern fähig? Ueben wir diese Kraft, klopfen wir den Verächtern der Geschichte, den Voraussetzungslosen auf die Finger, wo wir können, glauben wir an das Leben nur im Ganzen, leben wir demnach — und wir haben das unsrige getan. Technik als Selbstzweck ist Niedergang zum Tod. Vergessen wir nie, dass wir im Erkennen der Welt wesentlich nicht weiter sind, als die alten Griechen und Chinesen. Und fragen wir uns mit Klages: Ist es wahrscheinlicher, dass sie Physik nicht trieben aus Unvermögen oder aber, weil sie es gar nicht wollten, und birgt ihre Mystik nicht tiefste Einsichten, die wir unter Preisgabe des wahren Lebens längst verlernten?

Wegen eines Denkmals.

Vor etwa fünfzehn Jahren hatte sich in Zürich ein Ausschuss für ein Waldmann-Denkmal gebildet. Das Komitee löste sich eines Tages unerwartet auf; war der grösste Eidgenosse des grossen 15. Jahrhunderts eines Standbildes doch nicht für würdig befunden? Nach gewissen Mitteilungen in der Presse schien es so. Es wurde gesagt, Gagliardis neue und drastische „Dokumente zur Geschichte des Bürgermeisters Hans Waldmann“, welche damals heraus gekommen waren, hätten die Initianten doch etwas betreten gemacht. Genug, das Denkmal kam nicht zu Stande. Heute ist es abermals geplant. Ein Komitee trat zusammen. Ein Geschichtskundiger, Herr Dr. Rosenberger, hält vor den Zünften Wollishofen, Dreikönige und Wiedikon einen ausgezeichnet belegten Vortrag, woraus sich ergibt, dass der Führer in der Murten-schlacht, anständiger, viel anständiger als das Bild in unseren Geschichtsbüchern, einem nackten Justizmord durch tollwütige Gegner erlegen ist. Der Reingewaschene wird nun wohl sein Denkmal bekommen, dafür war die Rechtfertigung gut; war sie sonst notwendig? Der grosse Waldmann ist den gewohnten geschichtlichen Begriffen ja längst entrückt und lebt als Urbild einer mächtigen Zeit und Rasse unverrückbar im Traum und Bewusstsein seines Volkes.

Neulich sprachen und erhitzten wir uns, Freunde und Bekannte, bis tief in die Nacht hinein darüber, dass gerade wir Schweizer unsere Urbilder, unsere Mythen, nicht dürfen bleich werden lassen. Wir waren unser ein halbes Dutzend, Bejahrte und Jüngere, und zwei alte Freunde von drüben aus dem grossen Kanton. Die beiden Deutschen hatten natürlich den Krieg mitgemacht, waren in den Wirren später um Hab und Gut gekommen, richteten sich an der Rentenmark wieder auf und haben nun zum erstenmal seit zehn Jahren wieder richtig Schweizerluft geatmet. Sie hielten mit Freuden- und Lobesbezeugungen nicht zurück: „Diese Freiheit nach Jahren der Qual und Enge! Wo wird menschlicher, natürlicher gelebt? Wo sind die Menschen natürlicher zueinander? Wie sind doch Schweizer und Natur eins von altersher!“

Der verehrte Senior unseres Kreises — er stammt aus der letzten grossen Zeit, als die Welti, Schenk, Droz, Ruchonnet lebten und wirkten („betrachtet diese Köpfe und messt dann den furchtbaren Abstand zwischen einst und jetzt!“) — also unser Senior tat einen tiefen Zug aus dem Glas, schlug dem Stumpen die Asche ab und begann mit bedächtigem Ernst: „Wir Schweizer und die Natur eins? Das war. Das Aeussere, ja, ist immer noch Natur, Ursprung, Kraft, — aber es lügt. Nehmt euch den einzelnen Schweizer vor — ich meine den typischen, der Typus macht das Volk — betrachtet das Schwei-

zervolk selbst in den Augenblicken der Entscheidung und ihr stösst auf die unsichibare, auf die Gespenstermauer, die alles letzte, wahrhaft freie, zeugende Wachstum irgendwie knickt. Diese Gespenstermauer — die Angst vor dem Leben, aus Angst, das Leben zu verlieren, nennt sie wie ihr wollt — überschattet, überkühlt das Dasein unserer ganzen Gemeinschaft. Sie steigt wie eine Ahnung der Polarnacht immer drohender um uns auf. Es wird kalt. . .“

Wir kannten den Alten längst als einen eingefleischten Pessimisten, aber darauf waren wir nicht gefasst. „Ihr seid ein Gespensterseher!“ rief einer von uns erregt. „Im Gegenteil! Wir sind kerngesund! Und während die Welt ringsum taumelt und das verlorene Gleichgewicht sucht, verwalten wir in alter Vernunft und Beharrlichkeit das Erbe der Väter.“

Aber das wollte der Alte unter keinen Umständen wahr haben. Er erfeierte sich immer mehr. „Eure Vernunft, eure Beharrlichkeit, eure Verfettung, euer eingedicktes Blut wird das Erbe schliesslich nur zu Grunde richten. Kein Saft, kein Ueberschwang, kein Taumel mehr. Wahrhaftig, ich beneide euch,“ wandte er sich nun an die beiden Deutschen. „Ihr hattet einen entsetzlichen Krieg. Aber ihr hattet auch das grosse, überpersönliche Erleben, ihr lerntet verlieren. Unsere Angst, unsere ganze Schweizerangst dreht sich ja nur um das bischen schäbigen, irdischen Besitzes.“ Abermals trank der Alte eins; dann betrachtete er sein Glas. „Schon sterben die Reben im Wallis, im Waadtland, am Neuenburgersee — es fehlt nur noch, dass die Schweiz trocken wird.“ „Wieso?“ „Dann gnad Gott, dann wird der Staat nur noch Irrenhäuser bauen müssen!“ „Bauen? Der Fendant hats euch diesmal entschieden angetan. Abbauen denke ich. Es lebe die Prohibition der Amerikaner und Norweger!“

„Ach,“ sagte der Alte, „diese Völker pendeln zwischen den Kontinenten, zwischen den Meeren. Sie haben ihr Meer, ihre Stürme auf dem Meer. Warum wird bei uns so gottlästerlich getrunken, mehr getrunken als in irgend einem andern Land? Weil dem Schweizer das Saufen das Meer, den Krieg, das ganze elementare überpersönliche Leben ersetzt Nehmt ihm noch den Wein, und er erstickt an sich selbst, am nie geschüttelten, nie überflutenden, am verstockten Blut, am nie geleerten Kropf, an der Hemmung, am Komplex, wie sie jetzt überall sagen.“

„Diesen nachtschwarzen Pessimismus hätte ich am wenigsten von einem Schweizer erwartet,“ meinte einer unserer deutschen Freunde. „Wie Sie die Zustände sehen, gäbe es ja gar keine Rettung. Die Gespenstermauer wächst, die Polarnacht steigt immer drohender empor . . .“

Der Alte erwiederte: „Die Schweizergeschichte ist grösser als irgend eine andere und eigentlich nur mit der griechischen zu vergleichen. Denn dieses einmütige Zusammenhalten der alten Schweizer in der Gefahr, diese Einheit, welche des persönlichen Führers fast entraten kann, erblicken wir nur noch bei den Griechen. Auf mich wirkt die elementare Wucht, wie unsere Vorfahren lebten und sich durchsetzten, immer überwältigend, und mir erscheint die heroische Geschichte der alten Eidgenossen wie der Ausdruck einer grossartigen, überpersönlichen, das Persönliche verachtenden Todes- und Auferstehungslust. Retten wir wenigstens zur Stärkung unserer eigenen Zeit das Erinnern daran! Kräftigen wir es in unserer Schweizergegenwart, welche durch das Ueberwuchern der kleinen persönlichen Aengste so eng und hässlich geworden ist. Halten wir wenigstens unsere Mythen, die Urbilder unserer ursprünglichen Volksart hoch, und sorgen wir drum auch dafür, dass unser grosser elementarer Waldmann das längst fällige Denkmal endlich erhält.“

Nachtrag. Man vergleiche zur Ergänzung noch folgendes

Zitat aus den „Eidgenössischen Glossen“ von Möschlin. (Nat.-Zeitung Nr. 225):

Vor ungefähr einem Monat schrieb der schwedische Literaturprofessor Fredrik Böök in einem Reisebrief des „Svenska Dagbladet“, dass Basel eine angenehme Bekanntschaft sei. Dagegen ist nichts einzuwenden. Er schrieb aber auch noch etwas anderes: Die schweizerische Politik habe nichts grossartiges an sich. Früher habe man sich eingebildet, die schweizerische Staatsform sei die modernste Europas und voll Zukunftsgedanken. Man komme aber der Wirklichkeit näher, wenn man sage, dass die mittelalterlichen, regionalen Gesellschaftsformen nirgends so unberührt am Leben geblieben seien, wie in der Schweiz. Durch den Krieg sei der Föderalismus noch gestärkt worden. Die Freisinnigen seien die Träger des grossschweizerischen Gedankens gewesen, sie hätten sich aber dem Föderalismus nähern müssen, um die welschen Elemente nicht abzustossen. Die Schweiz sei mehr als je ein Bündel isolierter Gebiete. Für den Völkerbund hätten die Deutschschweizer ein ironisches Lächeln und ein Achselzucken, ein wichtiges Symptom, denn in der Schweiz sehe man die ganze Herrlichkeit aus der Nähe. Man begnüge sich mit dem Zuwarten. Sicher sei es, dass man bei uns vergeblich eine moralisch-politische Sphäre suche, die über den Nationalitätengegensätzen stehe. Nichts deute darauf hin, dass sich eine solche um den Völkerbund gebildet habe. Die Schweiz sei also kein erlösendes Hochland über Europas tiefen Klüften. Die Abgründe zögen sich im Gegenteil mitten durch das Gebiet der Bundesrepublik. Die gemeinsame Staatsbildung habe mehr praktischen als idealen Inhalt. Sie bestehe unangetastet — in Ermangelung eines besseren. Die nüchternere Berechnung sei die zusammenhaltende Kraft.

Das sind Behauptungen des schwedischen Professors. Man möchte gern etwas dagegen einwenden. Kann man etwas dagegen einwenden?

Wilson-Worte.

Der Völkerbund.

Die Frage der Einschränkung der Rüstungen zur See führt zu der umfassenderen und vielleicht schwierigeren der Einschränkung der Armeen und aller Programme militärischer Vorbereitung. So schwierig und heikel diese Probleme auch sind, müssen sie doch mit der äussersten Ehrlichkeit ins Auge gefasst und in einem Geiste wirklichen Entgegenkommens gelöst werden, wenn der Friede kommen soll mit Rettung auf seinen Schwingen und wenn er bleiben soll. Wir können keinen Frieden haben ohne Zugeständnisse und Opfer. Es kann kein Gefühl von Sicherheit und Gleichheit unter den Völkern geben, wenn weiterhin gewaltige und überragende Rüstungen da und dort durchgeführt und auch aufrecht erhalten werden. Die Staatsmänner der ganzen Welt müssen auf Frieden sinnen und die Völker müssen ihre Politik diesem Zwecke ebenso anpassen und dienstbar machen, wie sie vorher auf Krieg gesonnen und sich für eroberungslosen Kampf um die Vormacht gerüstet haben. Die Frage der Rüstungen, seis zu Land, seis zur See, ist die am unmittelbarsten und auf die intensivste Weise praktische Frage, von der die